

Nacholympische Ringe

Autor(en): **Wolf, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jugend und Sport : Fachzeitschrift für Leibesübungen der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen**

Band (Jahr): **34 (1977)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-993682>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

34. Jahrgang
Januar 1977

Fachzeitschrift für Leibesübungen
der Eidgenössischen Turn- und
Sportschule
Magglingen (Schweiz)

Nacholympische Ringe

Dr. Kaspar Wolf

Sportgeschichtlich stand das Jahr 1976 im Zeichen der fünf olympischen Ringe, die hell über Innsbruck und leicht im Dunst über Montreal leuchteten. Man hat darüber so viel gesagt und geschrieben, dass die Sache abgetan schiene. Allein, einiges blieb pendent.

Den Montrealern blieb das Stadion des französischen Architekten Taillibert stehen. Es machte an sich Geschichte. Die Kosten von 420 Millionen sind in der Tat zu hoch. Immerhin legten sich einige tausend kanadische Arbeiter ansehnliche Fettpölsterchen an. Die in nördlichen Gefilden gelegene 2½-Millionenstadt verfügt nun über ein schönes, wettergeschütztes Stadion, wo die geliebten Rugby- und Baseballmatches gegen alle Welt ausgetragen werden können. Nähme man die halbe Schweiz auf einen Flecken zusammen, wäre der Letzigrund auch zu kleinkariert, bei allem Respekt vor der Grossstadt Zürich. Wichtiger ist noch, dass Montreal mit dem Stadion einen riesigen Erholungspark sanierte, wo sonntags sich herumzubalgen für gross und klein ein Vergnügen ist.

Es stellt sich die Frage der Angemessenheit. Die ETS eröffnete im vergangenen Herbst die Grosssporthalle, wie vor sechs Jahren das grosse Schulgebäude – beide im Überschwang der Freude und Dankbarkeit mit einigem Gepränge eingeweiht. Beide wurden auch noch in der guten alten Zeit konjunktureller Unbekümmertheit beschlossen. Heute sieht die Sache anders aus. Von Tag zu Tag werden die Stimmen hörbarer: Das alles zahlt der Steuerzahler! Diese Frage beschäftigt jede Gemeinde, die ihre Sportplätze, Hallen und Bäder noch

nicht unter Dach brachte. In Zeiten fiskalischer Engpässe ist die Tendenz gross, alles, was nur schön, gesund und unterhaltsam ist, über Bord zu werfen. Am Ende werden es einzig wieder Banken und Versicherungsgesellschaften sein, die sich Architektur leisten. Wir dürfen die Relationen nicht verlieren und vor lauter Sorge um tiefe Steuersätze die Spielfelder der Gemeinsamkeit nicht aufgeben.

Eine Restanz des Geschehens im Zeichen der olympischen Ringe ist auch die Position Schweiz. Schnitten unsere Athleten gut, mässig oder schlecht ab? Die Urteile bundespräsidialer, verbandsgewaltiger und massenmedialer Herkunft stehen sich diametral gegenüber. Eigentümlich ist, dass in Innsbruck das Schweizergold vom Falschen (Hemmi statt Morerod), in Montreal von einer Dame mit Pferd (Fräulein Stückelberger auf Granat) erbracht wurden. Sicher ist, dass wir in den klassischen Sportarten Leichtathletik und Schwimmen auch nicht den kleinsten Finger in den Türspalt stecken können; in den Spilsportarten existieren wir, weltweit gesprochen, gar nicht mehr.

Hier sei eingeschoben, was allzugerne bei olympischen Betrachtungen vergessen wird: die Reverenz vor dem Athleten. Jeder, ob er zum Sieg kam oder nicht, ersehnte ihn heissen Herzens; mobilisierte seine letzten Kraftreserven; keiner, der nicht die Mühsale jahrelangen Trainings, den Stress unzähliger Niederlagen und seltener Siege hinter sich hätte!

Nun aber ist wieder auf eine schweizerische Eigenheit hinzuweisen. Nach dem Goldsegen Sapporos 1972 ging man problemlos zum



sportlichen Alltag über: weiter so! Nach Montreal 1976 bekommen wir Zustände. Wir begnügen uns nicht, fachlich nach Fehlerquellen zu suchen; wir stellen einmal mehr den ganzen Spitzensport in Frage und beginnen wieder unter dem Nullstrich. Eines ist gewiss. Die übrige Welt kümmert sich nicht um unsere helvetische Gewissensforschung. Der Spitzensport ist und bleibt das Liebling der Völker!

Die schweizerischen Führungsorgane wie das Nationale Komitee für Elite-Sport, der Schweizerische Landesverband für Leibesübungen und das Olympische Komitee stehen unter schwerem Erwartungsdruck. Man fordert «neue Lösungen», «hartes Durchgreifen», «Abschaffung des Dilettantismus» und zitiert gerne den Satz derjenigen, die selbst nicht mehr weiter wissen: jetzt müsse man sich etwas einfallen lassen. Die Wirklichkeit ist in der Regel nüchtern. Das NKES veröffentlichte kürzlich einen Massnahmenkatalog, der wahrhaftig keine Sensationen bringt. Er bedeutet zähes Ringen um besseres Ausschöpfen unserer Möglichkeiten, mit begrenzten Erfolgschancen. Er bedeutet auch eine klare Absage an das ostdeutsche Erfolgsrezept (das wir recht gut kennen). Dies aber ist kein sportlicher, sondern ein politischer Entscheid.

Politik wiederum ist das Stichwort, das die Sportwelt aus der Erbschaft Montreals scheinbar schwer belastet. Ich weiss nicht, welcher Sportler vor Jahrzehnten die Maxime aufstellte, Sport hätte mit Politik nichts zu tun. Man müsste ihm posthum eine Narrenkappe der Ahnungslosigkeit aufsetzen. Sport ist im Gegenteil so politisch, wie jedes andere Massenphänomen unserer Zeit. Das Gejammer um die böse Politik, die den Sport missbrauche, ist töricht. Nicht die Politik ist unsportlich, sondern die Sportführung erstaunlich unpolitisch. Das Internationale Olympische Komitee hätte das seit langem anstehende Problem Taiwan längst vor Montreal und vor dem kanadischen Veto lösen müssen. Als die afrikanischen Delegationen Montreal verliessen, fiel die olympische Welt fast auseinander; seither müssen sich die Afrikaner ein Eigengolb Marke «Ausser Spesen nichts gewesen» eingestehen. Was an den nächsten Sommerspielen 1980 geschieht, hängt nicht so sehr von Moskau, sondern vom IOC ab – wenn es seine Verantwortung wahrnimmt. Falls allerdings die Geschäftsstelle des IOC von Lausanne abgezogen wird, weil einige halbstarke Jurabéliers dort randalierten, müssen wir Schlimmes befürchten. Dann hat das IOC immer noch nicht erfasst, wie politisch Sport ist.

1977 ist ein unolympisches Jahr. Wir haben allen Grund, einiges aufzuräumen.

Gesehen, beobachtet, gehört...

«Ich habe einen dicken Freund, der nicht dritter Klasse von Paris nach Rouen reisen würde; und reist in seinem Körper vierter Klasse vom Geburtstag bis zum Todestag.»

Dieser Gedankensplitter von Jean Girardoux kam mir in den Sinn, als ich kürzlich in einer deutschen Zeitschrift las, dass nach Angaben des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden in der Bundesrepublik allein im Jahre 1972 bei insgesamt 31 000 Todesfällen fast jeder zweite an Herz-, Kreislauf- und Gefässerkrankung starb. 1924/25 betrug der prozentuale Anteil nur 14,8 Prozent. Aber schon 1960 war er auf 41,4 Prozent und bis 1970 sogar auf 43,0 Prozent angestiegen.

Während 1948 in der Bundesrepublik nur etwa 12 500 tödliche Herzinfarkte registriert wurden, sterben heute zwischen 120 000 und 150 000 pro Jahr. Die Zahl der Erkrankungen wird von Medizinern viermal höher eingeschätzt. Nach Angaben von Professor Schettler, Heidelberg, erleiden allein in der Bundesrepublik jährlich eine halbe Million Menschen einen Infarkt. Die Altersgruppe zwischen 45 und 55 sei dabei am stärksten gefährdet; zunehmend würden auch die jüngeren Jahrgänge und auch die Frauen betroffen.

Verbeugen ist besser als heilen, gilt ganz besonders hier. Keiner anderen Erkrankung kann nämlich durch vorbeugende Massnahmen so wirkungsvoll begegnet werden, Bewegungsarmut und kalorienreiche Ernährung sind in Verbindung mit Stress und Rauchen Risikofaktoren, die in ihrer Bedeutung nicht länger unterschätzt werden dürfen. Untersuchungen am Institut für Kreislaufforschung und Sportmedizin in Köln haben ergeben, dass 60jährige nach einem längeren, dem Alter angepassten Training noch die körperliche Leistungsfähigkeit eines untrainierten 40jährigen aufweisen. Dieses Ergebnis unterstreicht einmal mehr den Vorteil sportlicher Betätigung, wenn den Herz- und Kreislauferkrankungen vorgebeugt werden soll.

Was braucht es, um in einem «Körper erster Klasse» fahren zu können? Der Körper sollte täglich oder zum mindesten jeden zweiten Tag einer Dauerbelastung von 10 bis 12 Minuten unterzogen werden (Schwimmen, Laufen, Radfahren usw.).

Diese Belastung reicht bereits aus, die Leistungsfähigkeit von Herz und Kreislauf, Atmung und Stoffwechsel über mehrere Jahrzehnte so konstant zu halten, dass der durch das fortschreitende Alter bedingte Leistungsabfall um Jahre hinausgeschoben wird. Zehn Minuten Aufpreis für die erste Klasse – ist eigentlich nicht viel...

Marcel Meier

Bilanz J+S 1976

Gerhard Witschi

«Jugend und Sport» (J+S) ist die bedeutendste Institution des Bundes zur Förderung des Sports in der Schweiz. Sie stand 1976 im Spannungsfeld zwischen ihrem Auftrag zum Weiterausbau und Finanzrestriktionen des Bundes.

Im Jahre 1970 hat ihr das Schweizervolk den klaren Auftrag erteilt, möglichst viele Jugendliche dazubringen, aktiv Sport zu treiben. Mitte 1972 erfolgte die definitive Einführung. Die ausgewogene Struktur bewährte sich auf Anhieb. Das vielseitige Angebot veranlasste knapp die Hälfte der 14- bis 20jährigen Burschen und etwa ein Viertel aller Mädchen mitzumachen. Besondere Aufmerksamkeit galt der Qualität des sportlichen Angebotes. In enger Zusammenarbeit zwischen Bund, Kantonen, Sport- und Jugendverbänden wurde die Ausbildung der Leiter entscheidend verbessert. Dabei dienten die Mittel des Bundes stets als exakt kontrollierter Entgelt für geleistete sportliche Arbeit und förderten somit direkt die sportliche Aktivität. Der Erfolg blieb nicht aus. Seit ihrem Beginn hat die Beteiligung der Jugendlichen an J+S um 30 Prozent zugenommen.

Nun ist 1976 erstmals ein Stillstand der Entwicklung eingetreten. Der beigefügte Auszug aus der Statistik 1976 zeigt dies deutlich.

Die für Sportfachkurse und Leistungsprüfungen ausgerichteten Beiträge sind 1976 gesamthaft um 4,2 Prozent angestiegen. Das bedeutet, dass wohl etwa gleichviele Jugendliche an J+S teilgenommen haben wie im Vorjahr, jedoch bei entsprechend längerer Kursdauer.

Dass nach so kurzer Zeit – noch mitten im Aufbau – eine derartige Stagnation eintritt, ist die Folge der Finanzrestriktionen des Bundes, von welchen auch J+S betroffen wurde.

Im Verlauf des Jahres 1975 verfügte der Bund die Streichung der Reisevergünstigungen für J+S-Anlässe. Vorher hatte der Bund die Hälfte an die Reisekosten der J+S-Teilnehmer beigetragen. Der Wegfall dieser Beihilfe veranlasste leider manchen Leiter, seine Arbeit, vorab seine Lagerkurse, nicht mehr im Rahmen von J+S weiterzuführen. Das ist nicht unbegreiflich: Muss doch jeder J+S-Leiter seine Kurse sorgfältig vorbereiten, rechtzeitig anmelden und genau abrechnen, wobei er von Experten betreut wird. Das verursacht zusätzliche Arbeit, die wohl der Ausbildung zugutekommt, jedoch vom Leiter wesentlich lieber erbracht

*Lernen ist wie Rudern gegen den Strom:
Sobald man aufhört, treibt man zurück.*

Josef Recla